

2. Bundeskongress Evang. Schulen  
**„Spitzen schaffen Bewegung –  
Das innovative und kritische Potential evangelischer Schulen“**  
Berlin, 12./13. Oktober 2006

Landesbischof Dr. Johannes Friedrich, München  
**Schule gerecht denken –  
die Bildungsverantwortung evangelischer Schulen**

### **Hinführung und Verständigung**

„Wer an den Kindern spart, wird in Zukunft verarmen.“  
Das war das Motto, unter das die Unternehmensberater der Firma McKinsey am 26./27. Oktober 2005 hier in Berlin ihren Bildungskongress gestellt hatten.

Und die Süddeutsche Zeitung titelte Anfang Juni dieses Jahres „Das planmäßige Scheitern: frühe Auslese, geringe Durchlässigkeit, zahlreiche Abbrecher; zu viele Schüler bleiben auf der Strecke“. Es war die Überschrift über den im Juni dieses Jahres gemeinsam von Bund und Ländern vorgelegten Bildungsbericht.

Und das ist ja nur der Start. Wer als Schüler verloren geht, hat auch später kaum noch Chancen. Es gehört zu den bedrückenden Erkenntnissen, dass die diversen Hilfssysteme im Bildungsbereich diese Schere selten schließen.

Zugleich wird von niemandem bestritten, weder in Kirche noch in Gesellschaft: Wer die Bildungsbedürfnisse der Kinder im Prioritätenstreit absichert, sichert auch seine eigene Zukunft – oder sichert sie eben nicht. Deshalb noch einmal: „Wer an den Kindern spart, wird in Zukunft verarmen.“

„Wir brauchen hier jeden, hoffnungslose Fälle können wir uns nicht erlauben“, sagte Jukka Sarjala, damals Präsident des finnischen Zentralamtes für Unterrichtswesen. Diese Bildungsphilosophie des PISA-Siegers Finnland, fasst bündig zusammen, was als Quintessenz auch die Leitfigur vieler evangelischer Schulen ist. Keiner darf verloren gehen.“ Was der Leitsatz des CJD fordert, gilt dort. In Finnland – und inzwischen nicht nur dort – ist es der Mangel an Kindern, der die Kinder so kostbar macht. Darum wird jeder Schüler gefördert, bis er zumindest einen mittleren Leistungsstandard erreicht.

Alle finnischen Schulen sind mit einem Fördersystem ausgestattet, das sich wie die Gestaltwerdung des Engagements Jesu für die Randständigen seiner damaligen Gesellschaft lesen lässt, und das als Ideal gegenwärtig über evangelischen Schulen schweben könnte. Es handelt sich um eine gestufte Integration, die sich an den Möglichkeiten der Schüler orientiert – das gilt besonders für lernschwache oder leicht behinderte Kinder, die nur im Notfall auf eine der wenigen Sonderschulen geschickt werden. Neun Jahre lang hat in Finnland kein Lehrer die Möglichkeit, schwächere Schüler an die nächstniedrigere Schule abzuschieben.

Dass es oft alles andere als einfach ist, junge Menschen bei der „Stange zu halten“, sie für den Unterricht zu begeistern und Lernfortschritte mit ihnen zu erzielen, weiß jeder Lehrer, kenne ich gut aus eigener Erfahrung und das hat auch Bundespräsident Köhler im September in seiner mit Bedacht in einer Hauptschule gehaltenen Rede nicht ausgeblendet. „Wir alle wissen“ so der Bundespräsident: „In den Hauptschulen bündeln sich viele Schwierigkeiten. Das hat allerdings auch damit zu tun, dass manche es sich zu leicht machen, indem sie Schüler mehrfach sitzenbleiben lassen oder von einer Schule zur anderen weiterreichen.“

Wenn die in unserem Schulsystem angestrebte Homogenität dahin führt, dass es wie eine Kombination von Hackbrett und Presse funktioniert, das unten abschneidet und oben deckelt, werden Kinder und Jugendliche zum Rest. Ihre Bildungsgänge haben den Charakter von Verlustgeschäften. Ohne Chance auf Entfaltung ihrer Talente reicht man sie weiter, genauer gesagt, man reicht sie tiefer. Die Abgeschnittenen werden dann zur gesellschaftlichen Resteverwertung vorzugsweise in Restschulen komprimiert. Die Volksschulen seien „aus ihrer immer noch spürbar verbleibenden Isolierung als Elementar- und Armenschulen zu befreien“, so schon um 1920 Paul Kaestner – seines Zeichens preußischer Ministerialbeamter. Ohne Frage: Es bleibt noch viel zu tun.

„Keiner darf verloren gehen!“ Das einmal so auf den Punkt gebrachte Ziel evangelischer Schulen hat einen eindringlichen Ton. Eindringlich, ja fast beschwörend redet man, wenn etwas nicht so sein soll, wie es ist. Und unbestreitbar ist es so: Es sind viel zu viele, die verloren gehen. Nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht ist das eine Bankrotterklärung. Rechnerisch gesagt: Die hohe Zahl von Jugendlichen ohne Schulabschluss bedeutet allein aus ökonomischer Perspektive eine Fehlinvestition von 3,5 Milliarden Euro. Hinzuzurechnen sind die Mittel der Bundesanstalt für Arbeit für sogenannte berufsvorbereitende Maßnahmen von noch einmal 4 Milliarden Euro, die in der Realität allerdings lediglich Warteschleifen ins Nirgendwo sind.

Wer früh spart, zahlt später drauf. Selbst die kalte ökonomische Logik müsste hier zum Handeln zwingen, wenn sich die Herzen schon nicht rühren.

Denn wer andere verloren gehen lässt, wird selbst zum Verlierer. Dass viel zu viele verloren gehen, ist auch eine moralische Bankrotterklärung. Bei einem bildungspolitischen Fachgespräch erklärte ein Vertreter der Unternehmerseite: „Wir brauchen die 10% Besten eines Jahrgangs. Die schöpfen wir aus jedem Bildungssystem ab.“ Über den Rest schwieg er sich aus. Ein solches Schweigen ist uns nicht erlaubt. Als Kirche verlieren wir nicht nur unser Profil, wir verlieren als Kirche auch den Boden unter den Füßen, wenn wir uns nicht mehr „nach jedem verlorenen Groschen“ bücken, wenn wir nicht mehr „jedem verlorenen Schaf“ hinterherlaufen, wenn wir nicht mehr, wie es in einem unserer viel gesungenen Abendmahlslieder heißt: die „Gebeugten stärken und die Schwachen schonen“. Deshalb ist Bildungsgerechtigkeit ein notwendiges Thema für uns als evangelische Kirche.

Seit 30 Jahren steht der Cartoon mit den verschiedenen Tieren – sie sollen alle auf den Baum hinauf – für den Begriff der Chancengleichheit. Da stehen sie, der Elefant, der Fisch im Glas, der Affe und der Seehund und werden aufgefordert: „Zum Ziel einer gerechten Auslese: Klettert auf den Baum!“ Und so wenig der Elefant mittlerweile in den Ästen schwebt, so wenig besucht das durch seine Familiensituation benachteiligte Kind heute das Gymnasium.

Jemand hat vor vier Jahren den Klassiker mit den Tieren neu gezeichnet. Und denjenigen, die sich bisher nur an der hübschen Idee freuten, dass da ein Elefant und ein Fisch das Klettern lernen sollten, ist die Sache näher auf den Leib gerückt. Da stehen sie nun, wie im richtigen Leben: der Brillenträger mit dem Geigenkasten neben dem Sportsfreak, mit Seil und Wurfanker gut ausgestattet, das knöchellang verschleierte Mädchen steht neben der übergewichtigen Couchpotatoe und neben dem Skater mit der Baseballkappe hockt der Rollstuhlfahrer. Und wiederum: Der Chancengleichheit wegen: Klettert alle auf den Baum!

Zu **wenig** hat sich im letzten Vierteljahrhundert geändert. Aber dazu kommt: Zu **viel** hat sich verändert. Zu den alten Ungleichheiten sind neue Benachteiligungen hinzugekommen.

Mein Versuch, Schule gerecht zu denken, soll plausibel machen, warum das Thema uns unumgebar vor den Füßen liegt, und wir es aufnehmen müssen, wenn wir Kirche sein und bleiben wollen. Wer sich als Christ hier taub stellt, wenn die Ungerechtigkeit zum Himmel schreit, beschädigt sich selbst in seinem Kern.

Von Anfang an ist ja die Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit im Kern des Alten und des Neuen Testaments spürbar. Gerechtigkeit bezieht sich immer auf Gemeinschaft. Chancengerechtigkeit ist ein Maßstab für Beziehungsqualität. Ganzheitliche Gerechtigkeitserfahrung, wie sie die Kernerfahrung protestantischer Frömmigkeit ist, ist darauf aus, um der eigenen von Gott zugesprochenen Gerechtigkeit willen auch anderen neue Erfahrungen von Chancengerechtigkeit zu eröffnen.

Allerdings: "Es ist schwer" seufzte Robert Musil, "der Gerechtigkeit in Kürze Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." Diesen Seufzer seufze ich nach. Das Themenfeld ist weit. Ich habe auszuwählen. Zwei Schritte schlage ich vor: Der erste Schritt ist ein Sehtest. Der zweite Schritt eine Sehhilfe.

### **Erstens: Der Sehtest**

Es ist ein Sehtest, der auch Herz und Nieren einbezieht. Das ist nur konsequent. Denn, wer herzlos seinen Blick auf jene richtet, die unsere besondere Förderung brauchen, der sollte lieber schweigen. Mein Sehtest ist keine Diagnose und auch keine Therapie. Er stellt Fragen - und lässt leider viel zu viele Fragen offen. Zum Beispiel: Brauchen wir vielleicht deswegen einen Sehtest, weil es einen Zusammenhang gibt zwischen selektiver Wahrnehmung und den Selektionsmechanismen an unseren Schulen?

Man sieht nur, was man sehen will. Hier in Berlin mag man an jene Dame aus den besseren Kreisen erinnern, die seinerzeit an Berliner Droschkenkutscher Bibeln verteilen wollte, und dabei auf wenig Gegenliebe stieß. „Wenn ick det lese, muss ick mir ändern, und ändern will ick mir nich.“ Es muss einem an Gerechtigkeit liegen.

Man muss im Lichte des Wissens um Gerechtigkeit auf die Schullandschaft blicken. Der Blick auf evangelische Schulen ist ein hoffender Blick. Ein erwartungsvoller Blick: Man möge doch dort Gerechtigkeit erkennen, wenigstens dort. Dies ist verständlich, weil Gerechtigkeit ein Wesensmerkmal evangelischer Schulen ist – oder doch sein sollte. Man könnte es fast zum Kriterium für evangelische Schulen machen: An der in ihnen herrschenden Gerechtigkeit entscheidet sich, ob sie sich mit gutem Grund evangelisch nennen dürfen!

Man muss darum die Frage vielleicht noch allgemeiner und zugleich radikaler stellen. Ist die soziale Ungleichheit nicht nur ein Produkt des Bildungssystems, sondern ist das Bildungssystem selbst in seiner aktuellen Verfasstheit ein Produkt sozialer Ungleichheit? Wer sind die politischen Entscheider, die strategischen Macher und die konzeptionellen Denker im Bildungssystem, welche Werte und Normen verkörpern sie? Wie prägen sie die organisatorischen Strukturen und das Handeln in Institutionen?

Und nun genauer im Blick auf die evangelischen Schulen: Was leitet die Träger, was leitet die Schulen? Was wollen sie mit ihren Schulen? Diese Frage im Blick auf die politischen Entscheider und die strategischen Macher ist spannend, weil den handelnden Akteuren die ihrem Handeln zugrunde liegenden Konzepte oft nur halbbewusst sind. Denn schaut man die Schulprogramme einerseits und die konkrete Schulwirklichkeit andererseits zusammen, so wird die Spannung unübersehbar.

Fühlen sich die evangelischen Schulen verpflichtet, zu mehr Freiheit, zu mehr Gerechtigkeit, zu mehr Frieden beizutragen? Drückt sich das in ihren Organisationsstrukturen aus? Liegt der Schwerpunkt tatsächlich bei der Förderung der Benachteiligten? Nehmen sie wahr, welchen besonderen Aufmerksamkeitsbedarf jedes Kind, das Benachteiligte, wie übrigens auch das Hochbegabte hat? Gehen sie, wie jener Herr des Weinbergs auch noch zu fortgeschrittener Stunde auf den Markt der Gesellschaft, um jene zu integrieren, die – aus welchen Gründen auch immer – verspätet gestartet sind? Setzt also der notwendige Mentalitätswandel ein dem Sehtest folgendes Aufmerksamkeitstraining größeren Ausmaßes voraus? Das Wesentliche liegt oft unter der Oberfläche. Es ist nicht schnell konsumierbar. Es ist ein wenig so wie mit dem Sternegucken. Man muss erst einmal darauf warten, bis die Pupillen sich erweitert haben, dann beginnt man Dinge wahrzunehmen, die man vorher nicht sehen konnte.

Die Untersuchung evangelischer Schulen unter der Perspektive der Bildungsgerechtigkeit hat uns mit einem leichten blauen Auge davonkommen lassen. Evangelische Schulen sind „leicht selektiv“. Es sind die Eltern aus den bildungsnahen Milieus, die dort ihre Kinder bevorzugt hinschicken.

Allerdings finden sich zum Glück auch an evangelischen Schulen Kinder mit Migrationshintergrund. Es sind vor allem Kinder aus Aussiedlerfamilien – und zwar in ähnlich hohem Maße wie an öffentlichen Schulen. Nur davon hat man noch nichts gehört, dass die Schule selbst – oder die sie umgebenden oder tragenden Gemeinden sich zu Rettungskonvois formieren, die jene an ihre Schulen führen, deren ursprünglicher Ort die Bildungsferne ist.

Es gibt inzwischen Kindertagesstätten, die sich aufgemacht haben in Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendhilfe, in Kooperation mit den Familienbildungsstätten ein Netz knüpfen, auf dass ihnen keiner verloren gehe. Man muss sie doch erst einmal an den Tisch bekommen, um sie zu sättigen.

Am 21. September 2006 hat der Bundespräsident den Finger erneut auf diese Wunde gelegt: „Ein Kind aus einer Facharbeiterfamilie hat im Vergleich zu dem Kind eines Akademikerpaares nur ein Viertel der Chancen, aufs Gymnasium zu kommen. Die Ursachen dafür mögen vielschichtig sein; der Befund ist beschämend. Bildungschancen sind Lebenschancen. Sie dürfen nicht von der Herkunft abhängen. Darum werde ich immer auf der Seite derer sein, die leidenschaftlich eintreten für eine Gesellschaft, die offen und durchlässig ist und dem Ziel gerecht wird: Bildung für alle.“

Unser Bildungssystem ist zwar durchlässig, aber – in der Praxis - überwiegend nach unten. Auf 100 Schüler, die absteigen, kommen höchstens 11 Schüler, die aufsteigen. Die schulische Gettoisierung von Minderheiten stabilisiert die gesellschaftlichen Gettos. Wenn Bildungsräume keine Förderräume sind, entwickeln sie sich zwangsläufig zu Trainingsarenen für den gesellschaftlichen Konkurrenzkampf mit unfairen Startbedingungen.

Das sind unfaire Startbedingungen, wenn man den Eindruck haben muss, als würden am Übergang von der Grundschule zu den weiterführenden Schulen die Maßlatte für Kinder aus ohnehin benachteiligten Milieus wesentlich höher gehängt - im Vergleich zu den Mitschülerinnen und Mitschülern aus der Mittelschicht. Aus schwierigen Verhältnissen heraus muss man kraftvoller springen, um empfohlen zu werden für höhere schulische Weihen.

Keiner spreizt sich im Spagat zwischen guten und schlechten Schülern so wie wir mit unserem deutschen Bildungssystem. Die Dummen werden dümmer und die Schläuen schlauer. „Die einen häufen Bildung an, die andern fallen raus“, sagt Eckart Klieme, einer der Autoren des Bildungsberichts. Einige sammeln Zeugnisse und Diplome, andere sammeln Niederlagen. Die einen schwänzen und verabschieden sich dauerhaft aus dem Klassenzimmer. Die anderen sind schon als Schülerinnen und Schüler Gäste an der Uni. Doch selbst die besonders Begabten müssen kämpfen. Die einen werden abgeschnitten, die anderen werden gedeckelt. Nicht einmal Spitzenleistungen bringt die Selektion - und auf die zielte doch das ganze Unternehmen. Das ist vielleicht nicht einmal in erster Linie die Folge des gegliederten Systems. Jedenfalls nicht zwingend. Es ist die in den Köpfen feststehende Sortiermaschinerie, die das Selektieren quasi naturwüchsig macht. Es ist nicht zuletzt die Folge milieugeprägter Mentalitäten, die Bildungsinstitutionen zu Produzenten von ungerechten Ungleichheiten macht.

Darum wartet auch diese Frage noch auf eine Antwort: Welche Rolle kommt den evangelischen Schulen bei der Herstellung oder aber auch beim Abbau ungleicher Bildungschancen zu – und zwar entlang so zentraler Kategorien wie Geschlecht, soziale Herkunft und/oder ethnische Zugehörigkeit?

Hier wissen wir zu wenig. Warum wissen wir zu wenig? Hat es uns bisher nicht interessiert? Wo sind Ansatzpunkte für institutionelle Wandlungen, um mehr Chancengerechtigkeit entlang der verschiedenen Dimensionen von Bildungsungleichheiten herzustellen? Nach Aussagen der neusten Shell-Jugendstudie sind 15 % der Eltern mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert. Dieser Überforderung durch eine zusätzliche Forderung zu begegnen, Eltern Pflichtkurse in Sachen Erziehung aufzuerlegen, übersieht zunächst, dass es ja gerade die bildungsfernen Milieus sind, an denen diese Angebote abperlen. Und dies hat Gründe. Die bildungsfernen Milieus fördern neue Armut. Die Überforderung der Eltern steht in einem engen Zusammenhang mit mangelnder Bildung und Armut.

„Armut macht die Menschen unsouverän, Väter verlieren ihre Rolle, Mütter ihre Gelassenheit, es entsteht eine Atmosphäre der Haltlosigkeit, oft kommen Alkoholprobleme dazu, und die Kinder wachsen an der Grenze der Verwahrlosung auf“ sagte vor wenigen Wochen der Jugendforscher Klaus Hurrelmann der „Zeit“. Schlecht erzogene Kinder bedeuteten einen gewaltigen ökonomischen Nachteil für das Land. In kirchlichen Bildungsdebatten ist mit den Bildungsbedürfnissen der Kinder nicht in erster Linie das Fitnessstraining für den beruflichen Konkurrenzkampf gemeint.

Wobei es allerdings verkehrt wäre, einen Konkurrenzkampf zur Förderung der Talente rundweg abzulehnen. Es ist allemal besser, Talente zu fördern, als sie zu vergraben. Jesus war kein Freund der Totengräber von Talenten. Auch die Kirche braucht die Starken. Wer soll sonst die Schwachen stützen in Kirche und Gesellschaft?

„In Deutschland fehlt es den Kindern und Jugendlichen nicht an Disziplin, sondern an Herausforderungen und an Anerkennung für Dinge, die Lust auf Leben wecken und spannend sind.“<sup>1</sup> Dass dies nicht Angebote der Spaßgesellschaft sein müssen, zeigen die Erfahrungen zahlreicher evangelischer Schulen mit ihren diakonischen Praktika. Denn so erleben es viele Schülerinnen und Schüler oft. Aus anfänglichen Reserven, ja Widerständen gegen eine als Zumutung empfundene Aufgabe, entwickelt sich eine Erfahrung sinnerfüllten Tuns, das die übliche Praxisferne des abstrakten schulischen Alltags überholt und zu den Highlights des Schülerlebens gezählt wird.

## Zweitens: Die Sehhilfe

### 1. Die Vorherrschaft des Marktmodells

Gegenwärtig dominant ist ein Verständnis von Gerechtigkeit, das durch die **Vorherrschaft des Marktmodells** geprägt ist. Die Gerechtigkeit am Markt ist eine Tauschgerechtigkeit. Die Marktmechanik steuert die Beziehungsdynamik.

Eine Arbeitsgruppe der katholischen Initiative „Beteiligung schafft Gerechtigkeit“ hat versucht, dies einmal durchzuspielen und zu prüfen, was passiert, wenn Chancengerechtigkeit zu Markte getragen wird. Die Initiative „Beteiligung schafft Gerechtigkeit“ war die weniger prominente Nachfolgeveranstaltung des Sozialwortes der beiden Kirchen. Im Dezember 2002 wurde ein Papier vorgelegt, das unter der Perspektive der Beteiligungsgerechtigkeit den Blick auf die gesellschaftlich Benachteiligten legte, auf jene also, die nicht von sich aus in der Lage sind, Bildung als bedeutsam für die persönliche Zukunft zu begreifen und Bildungsangebote effizient wahrzunehmen. Die Pointe der Vorschläge bestand nun darin, nicht die Anbieter, sondern die Nachfragenden zu stärken.

Wenn die Nachfrager gestärkt werden und nicht die Anbieter, balanciert man so Gerechtigkeit am Markt? Wird nicht der Prozess des Aushandelns durch die **Maßstäbe der Durchsetzungsmacht** bestimmt und nicht durch **Maßstäbe der Gerechtigkeit**? Es sind marktkonforme Aushandlungsprozesse um den Wert dessen, was da getauscht wird und was denn da wertvoller sein mag für das gesellschaftliche Leben: die Arbeit des Ingenieurs oder der Grundschullehrerin, die Arbeit der Krankenschwester oder die des Fußballprofis, die Arbeit des Altenpflegers oder die des Managers. Die Entlohnung der menschlichen Arbeit wird nach dem Marktmodell konzipiert. Auch der Kaufpreis menschlicher Leistung richtet sich nach dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage.

Das mag ökonomisch funktionieren. Ob es gerecht ist, ist eine andere Frage. Wie soll der Marktmechanismus die Gerechtigkeit fördern? Jeder bekommt, was er verdient – in des Wortes doppelter Bedeutung. Aber wer um alles in der Welt Hilfe, Heilung, Brot und Kleidung braucht, ja auch Gemeinschaft, Liebe, der wird durch Mangel erpressbar. Seine Würde steht auf dem Spiel. Wo Armut und Ausgrenzung herrschen,

---

<sup>1</sup> Hurlemann aao

verbürgt der Markt nicht Gerechtigkeit, sondern verstärkt das Ungleichgewicht von Macht und Ohnmacht. Dies ist der Punkt, durch Marktmacht oder andere Mächte herbeigeführt, der die Propheten aller Zeiten auf den Plan ruft.

## **2. Das Netz soll nicht zerreißen; keiner soll verloren gehen: Biblische Antriebsmomente**

Die Idee der sozialen Gerechtigkeit als Grundthema der christlichen Ethik wurzelt im Protest der klassischen Propheten. Die im 7. und 8. Jahrhundert ausgebildeten Gerechtigkeitsvorstellungen hatten handgreifliche Missstände vor Augen. Du sollst die Fremden nicht bedrücken, die Witwen nicht übervorteilen, die Grenzsteine der verwaisten Unmündigen nicht verrücken und dergleichen mehr. Es waren Missstände des sozialen Lebens, die offensichtlich unvereinbar waren mit dem Willen Gottes, der dieses Volk doch wollte, wie ein Bräutigam die Braut und der es auserwählte und der treu war. Diese eigene Erfahrung war nicht zu überspringen, wenn es darum ging, zu ordnen, wie man miteinander leben soll. Der Anspruch galt nicht nur den eigenen Volksgenossen. Die eigene Erfahrung sollte Maßstab sein für gerechtes Handeln – und dies weltweit.

Ebenso wie das vor Augen liegende Unrecht konkret war, waren die Gerechtigkeitsvorstellungen konkret. Sie lieferten für die Missstände entsprechend handgreifliche Verhaltensregeln um sie abzustellen.

Die Welt, in der wir uns heute bewegen, ist komplizierter. Die Gehalte jener alttestamentlichen Gerechtigkeitsforderungen lassen sich nur noch über die Hürden zahlreicher Vermittlungsschritte nehmen. Doch das wäre erst die Stufe der Gedankenarbeit. Es bleiben noch die Hürden der gesellschaftlichen Realisierungschancen. Dort hilft kein Machtwort aus der Welt des Glaubens.

Es ist das hervorstechendste Merkmal der Gerechtigkeitsvorstellungen auf dem Boden biblisch-christlicher Tradition, dass sie parteiisch sind, dass sie Partei nehmen für die Schwachen. In ihnen verbindet sich der Anspruch des gleichen Rechts für alle - ohne Ansehen der Person - mit dem Aufbegehren aus der Perspektive der Unterlegenen und Unterdrückten. Diesen Vorstellungen liegen Erfahrungen zugrunde. Sowohl im Neuen als auch im Alten Testament war es die Erfahrung, dass Gott es ist, der die Initiative ergreift, um Beziehungen herzustellen. Es ist die Erfahrung der nachgehenden Suche Gottes, der gerecht ist und Gerechtigkeit herstellt, indem er die Beziehungen wieder herstellt.

Machen wir mit bei einer modernen Variante der Legitimation ungleicher Bildungschancen, die vom Verdienstgedanken und der Leistung des Einzelnen ausgeht? Werfen wir uns diesem Denken in die Arme – oder stehen wir tapfer auf dem Boden, den uns die alttestamentlichen Propheten vorbereitet haben?

Dieser kritischen Rückfrage müssen sie standhalten, die evangelischen Schulen. Derart ins Licht gehoben, dürfen die evangelischen Schulen nun schließlich selber leuchten. Ihr Anspruch liegt ihnen auch immer voraus – aber genau dies verleiht ihnen den Charakter des Reiches Gottes in Aktion. Darum nun schließlich:

## **3. Das Licht soll auf den Leuchter, nicht unter den Scheffel**

### 3.1 *Evangelische Schulen sehen sich dem Dienst am Nächsten verpflichtet.*

Sie folgen dem Motiv der *Diakonie* – des Dienstes, den Kirche und Christen anderen leisten wollen. Diakonie ist dabei im weitesten Sinne zu verstehen als Unterstützung bedürftiger Einzelner ebenso wie als Dienst an der Gesellschaft. „Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“ (Dietrich Bonhoeffer). Evangelisch geprägte Bildungskonzeptionen gehen vielfach ausdrücklich von einem diakonischen Selbstverständnis aus: „Gottes barmherzige und vergebende Zuwendung zu seinen Geschöpfen hat weitreichende Konsequenzen für das soziale Zusammenleben. Bildung und Erziehung haben in christlicher Sicht nicht nur jene Fähigkeiten zu wecken und zu stärken, die gerechten, sondern die zugleich auch fürsorglichen Lebensverhältnissen dienen: eine Kultur des Mitgefühls, der Barmherzigkeit und der Hilfsbereitschaft.“ (EKD 2003, S. 63)

### 3.2 *Evangelische Schulen sehen ihr Selbstverständnis durch ein integratives diakonisches Bildungsverständnis geprägt.*

Dieses Bildungsverständnis zielt in den Schulen auf eine Gemeinschaft von Kindern und Jugendlichen, Lehrerinnen, Lehrern und Eltern sowie allen, die an der Erziehung mitwirken. Schulen in evangelischer Trägerschaft geht es um eine Sozialerziehung aus der Nachfolge Jesu Christi. Deshalb wird das Bildungsverständnis dieser Schulen zugleich von der umfassenden Vision einer gerechten Gesellschaft sowie einer »anderen Globalisierung« bestimmt: „Gott ist der Inbegriff von ‚Gerechtigkeit und Frieden‘; er verkörpert einen Raum des Lebens, in dem ‚Güte und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen‘ (Psalm 85, 12)<sup>2</sup>. Ein christliches Bildungsverständnis profiliert sich in der Gestaltung der Welt, in der Bewahrung der Schöpfung, in Gerechtigkeit und Frieden, in der Fürsorge für die Anderen und im Blick für Arme und Schwache.

### 3.3 *Wenn sich Gerechtigkeit und Liebe küssen: evangelische Antriebsmomente zur Gestaltung gerechter Bildungschancen*

Bildungsvermittelte und bildungserzeugte Ungleichheiten werden durch den Verweis auf „Begabungsunterschiede“ oftmals nicht nur als naturgegeben erklärt. Unter Rückgriff auf funktionalistische Argumentationsmuster werden die Ungleichheiten auch als notwendig hingestellt. Das Selbstverständnis evangelischer Schulen ist es hingegen, jeder Schülerin und jedem Schüler bestmöglichst gerecht zu werden und ihnen eine optimale Förderung zu bieten. Gemeinsam ist diesen Schulen auch das Ziel, der Bildungsgerechtigkeit zu dienen – für Kinder und Jugendliche, die durch ihre soziale, kulturelle oder religiöse Herkunft benachteiligt sind, ebenso wie für Schülerinnen und Schülern mit guten Bildungsvoraussetzungen, deren Leistungspotenzial vielfach nicht angemessen ausgeschöpft wird.

Die Herausforderungen für das deutsche Bildungswesen im Hinblick auf Qualitätssicherung und Chancengerechtigkeit stellen auch Herausforderungen für das evangelische Schulwesen dar. Aus einer christlichen Sicht muss es um eine Bildungs- und „Befähigungsgerechtigkeit“ (Wolfgang Huber) gehen, die den vielfältigen Lern- und Entwicklungsbedürfnissen von Kindern und Jugendlichen angemessen ist. Auch hier gilt, dass niemand verloren gehen darf. Die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung und die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sind dabei ebenso wichtig wie der Bezug auf das berufliche Leben. Evangelische Schulen sollten dazu einen besonderen Beitrag leisten.

### 3.4

*Dies bedeutet im Einzelnen:*

<sup>2</sup> (Maße des Menschlichen, EKD 2003, S. 61)

- Neugründungen evangelischer Schulen sollten in besonderem Maße für diejenigen Schülerinnen und Schüler ermöglicht werden, die im staatlichen Schulwesen geringere Chancen als andere haben. Von besonderer Bedeutung sind Schulen, die sich an Schüler mit besonderem Förderungsbedarf (Förderschule) oder geringerem Leistungsvermögen wenden. Außerdem sollten schulische Bildungsangebote konzipiert werden, welche mehr Durchlässigkeit für leistungsstarke Schülerinnen und Schüler ermöglichen. Die Neugründung von Gymnasien soll auch in Zukunft nicht ausgeschlossen sein, kann aber an den Erfordernissen von Bildungsgerechtigkeit nicht vorbei gehen.
- Die Möglichkeit, nicht versetzt zu werden, ist nach Ergebnissen der Schulforschung eines der Kennzeichen des deutschen Schulwesens, das für die schlechte Förderung von Schülern strukturell verantwortlich scheint.
- Evangelische Schulen sollten Modellversuche durchführen, die eine Abschlusung bzw. eine Nichtversetzung von Schülerinnen und Schülern weitgehend vermeiden. Dazu ist an besondere Möglichkeiten individueller Förderung zu denken.
- Einen wichtigen Bereich der Chancen- und Bildungsgerechtigkeit im Bildungswesen stellen berufliche Schulen dar, wenn diese nicht nur eine berufliche Qualifikation, sondern auch weiterführende Schulabschlüsse vermitteln. Träger evangelischer beruflicher Schulen sollten sich in besonderem Maße um solche Angebote bemühen.
- Ein weiterer Beitrag zur Entwicklung von Bildungs- und Chancengerechtigkeit ist das Angebot von Ganztagschulen. Diese gilt es dort, wo Bedarf und Nachfrage besteht, weiter auszubauen und ein entsprechend qualifiziertes Betreuungsangebot, das die Möglichkeiten von Kirchengemeinden und evangelischer Jugendarbeit sinnvoll mit einbezieht, zu entwickeln. Dabei will und soll die Evangelische Jugend nicht nur Lückenbüsser sein, sondern eigenständiger Partner bei solchen Überlegungen. Zudem sind noch stärker als bisher Kooperationsmöglichkeiten mit der Jugendhilfe, auch mit Einrichtungen der Diakonie, auszuloten und zu integrieren.
- Stipendienprogramme können die Zugänglichkeit evangelischer Schulen weiter erhöhen und sollten in Zukunft breiter angeboten werden. Sponsoren dafür müssen gefunden werden.
- Das Angebot der Internate ist ein weiterer auszubauender Beitrag zur Bildungsgerechtigkeit. Angesichts der prekären Situation mancher Jugendlicher in überforderten Familien bieten Internate die Möglichkeit anderer Sozialerfahrungen als in ihrer familiären Umgebung. Für deren Besuch ist ebenfalls ein Unterstützungssystem zu etablieren. Zudem ermöglichen Internate die Förderung von Jugendlichen mit besonderen Begabungen, zum Beispiel im Sport oder auf musikalischem Gebiet.

## **Auftrag und Ausblick**

Nicht weit von hier, in der Taubenstrasse, die Fassaden Mozartgelb getüncht, steht das Pfarrhaus Friedrich Schleiermachers. Er hat 1818 hier in Berlin viel beachtete Predigten über den christlichen Hausstand gehalten. Eine davon widmete er der christlichen Wohltätigkeit. Im Kern beschäftigte er sich mit der Frage, wie Gerechtigkeit herzustellen sei angesichts des Unterschieds der Lebenslagen.

Nüchtern sieht er, dass die Ungleichheit nicht aufzuheben ist, zwischen den Menschen. Schaffte man – und sei es nur gedanklich - gleiche Ausgangslagen und gleiche Startchancen, insbesondere in materieller Hinsicht, würde es sich zeigen, dass nach kurzer Zeit die individuellen Verschiedenheiten wieder hervortreten. Dies anzuerkennen war dem Prediger Schleiermacher kein Problem. Verschiedenheit ist als Individualität eher zu kultivieren und nicht zu egalisieren. Worauf er aus war, war die Hindernisse zu minimieren, die dem entgegenstehen, was ihm vorschwebte als Beziehung gelingender Wechselseitigkeit; und dies im Gang der Generationen nicht minder als im Leben der Gemeinde.

Wie schafft man Chancengerechtigkeit bei ungleichen Teilhabevoraussetzungen – vor allem, was bewegt wen, was treibt wen, was ist der Antrieb dies zu wollen? Es sind die Starken, zu denen Schleiermacher redet, das sind jene, in denen er potenzielle Chancengeber sieht. Für Schleiermacher ist die Triebkraft der Schmerz, der jenen umtreibt, der die anderen Glieder liebt, wenn er sie in hilfloser Lage sieht. Es sind jene, die in leiblicher und geistiger Hinsicht zurückstehen. „Gar viele sind es“ so Schleiermacher, „von denen das Gefühl, dass sie in Absicht auf alle Güter des Lebens zu kurz gekommen sind, gar nicht weichen will.“

Friedrich Schleiermacher, der nach seiner Eigenart von der Spekulation zu den Fakten drängte, geht als Prediger den umgekehrten Weg. Er lässt sein Gefühl von den Fakten affizieren und ins Nachdenken treiben. Es ist die Liebe und der Schmerz, die Lust und der Frust die ihn bewegen. „Wir machen,“ so analysiert er den Antrieb zur Gerechtigkeit, „den göttlichen Segen uns selbst dadurch genießbarer, dass wir das peinliche Gefühl derer lindern, welche an ihrem Teile scheinen verkürzt worden zu sein.“

Aber er fragt sich, wie angesichts dieser unaufgebbaren Ungleichheit der Zusammenhalt nicht gesprengt wird. Die Liebe, so war seine Meinung, ist das Antriebsmoment, die Härten dieser Ungleichheit zu mildern. Er meinte dies als Aufforderung an die Starken. Entscheidend sei es, die Menschen zu befähigen, am Austausch teilzunehmen. Es reicht nicht, ihnen zu geben. Sondern es ist nötig, sie zu befähigen, ihrerseits weitergeben zu können, was sie haben. Die Lösung liegt für ihn nicht in der Umverteilung. Umverteilte Güter beflügeln noch lange nicht gelebte und gelungene Wechselseitigkeit, die Höchstform realisierter Chancengerechtigkeit.

Der Verweigerung jeweils neuer Chancen zu jeweils neuen Wachstumsphasen, dieser systemischen Verhinderung von Liebe stemmen sich die Triebkräfte des Evangeliums entgegen. Max Frisch beschrieb dies in seinen Tagebüchern als die Bereitschaft, einen Menschen in der Schwebe des Lebendigen zu halten. „So wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfassbar ist der Mensch, den man liebt – Nur die Liebe erträgt ihn so. Wir wissen,“ notiert Max Frisch, „dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte.“

Als Antriebskraft gelingender Wechselseitigkeit ist die Liebe unerschöpflich darauf aus, Teilhabe herzustellen, die Ausgegrenzten hereinzuholen, die Verlorenen eben nicht verloren zu geben. So ist sie unterwegs, als Triebkraft der Gerechtigkeit, schon lange, durch die Zeiten, durch die Welten. Wir sind ihr nachgegangen, in Gedankenschritten, doch das hat vorbereitenden Charakter. Gedankenschritte sind doch nur der abstrakte Vorglanz, von dem, was als Möglichkeit uns winkt. Gedankenschritte müssen irgendwann das Praxisfeld betreten.

Tagungen wie diese sind Schwellenzeiten, sind Übergänge von Gedankenspielen in den Ernstfall Schule, der uns fordert, als Chancengeber, als Entscheider und Strategen im Bildungssystem evangelischer Schulen nun selbst nicht nur Schule gerecht zu denken, sondern Gerechtigkeit zu schaffen, an welcher Stelle im Bildungswesen wir auch stehen.